

Kapitel XXVI

Bei seiner Rückkehr von einer Reise hatte Maurice Guilhon den unangenehmen Eindruck, ein Fremder habe sich an seinen Büchern zu schaffen gemacht. Die vormals tadellose Reihung der Bände auf den Regalbrettern war durcheinandergebracht oder sogar unterbrochen worden. Noch schlimmer war, dass die alten Bücher den Besuch nicht unbeschadet überlebt hatten. Der erste Band der *Liaisons dangereuses* in der Ausgabe von 1784, die Ducup de Saint-Paul als echte *editio princeps* vorgelegt hatte, war nur nachlässig wieder an ihren Platz zurückgestellt worden und wies, da sie offensichtlich hinuntergefallen war, zwei bestoßene Ecken auf; die schöne, von Charles Perrault 1678 übersetzte und von Guillaume de Luyne *au Palais, sous la montée de la Cour des Aydes* herausgegebene Ausgabe der *Secchia rapita* mit dem Einband aus hellem Kalbsleder war schonungslos oben am Kapital gepackt worden, zwei Bände ließen Spuren dieser Brutalität erkennen. Auch andere Tätlichkeiten

waren offenkundig, so ein großer Kratzer am Rücken des ersten Bandes von Giambattista Castis Epos, *Gli Animali parlanti*, 1802 in Mailand erschienen *nella Tipografia di G. G. Destefanis a S. Zeno*, der die schönen Directoire-Verzierungen der Rückenfelder des Einbands verwüstet hatte; oder ein Schlag auf den Buchdeckel von Dantes *Paradies* in der Übersetzung von M. Balthazard Grangier, *Conseiller & Aumônier du Roy & Abbé de S. Barthelomi de Novon, en 1596, la première en français, chez la Vefve Drobot, Libraire et Relieur du Roy, rue S. Jacque au soleil d'or, & en sa boutique au Palais, en la galerie des Prisonniers*: Der Stoß von einem Pfriem oder einem anderen stumpfen Werkzeug hatte das Velinleder des Einbandes perforiert. Diese Schändungen, bei denen man nicht wusste, ob sie auf Ungeschick oder Böswilligkeit zurückzuführen waren, schienen einer präzisen Absicht zu gehorchen. Der Angriff auf den Roman von Laclos glich der Warnung einer böswilligen Merteuil gegenüber einem als anstößig empfundenen Valmont; das mehrfach heimgesuchte Italien erlebte eine Art Rache seitens einer missgünstigen Seele. Das Petrarca-in-quarto von 1553 mit dem Kommentar von Giovanni Andrea Gesualdo, eines von Maurices Lieblingsbüchern, hatte ebenfalls gelitten: Es war zu heftig geöffnet worden, der Falz war gebrochen und die schöne Radierung der Titelseite mit den *Trionfi*, mit ihren beiden gegenüberliegenden Porträts und ihrem Motto: *Non mai si dolce*

fiamma in due cori arse [niemals brannte in zwei Herzen eine so süße Flamme] war zerknittert, mit Bleistift durchgestrichen, ein Rand war abgerissen.

Maurice setzte sich bedrückt hin, ohne etwas zu begreifen. Wer konnte sich während seiner Abwesenheit Zutritt verschafft haben? Wer wusste, dass er auf Reisen und fern seines Zuhauses war? Man sah keinerlei Einbruchsspuren, auf den ersten Blick war nichts verschwunden. Der Schaden war bewusst und von innen her angerichtet. Als er nach möglichen Indizien suchte, fiel ihm ein, dass er vor sehr langer Zeit seinen Wohnungsschlüssel Sir Joshua Travers anvertraut hatte, für den Fall, dass jener sein Archiv benutzen müsste. Doch Sir Joshua hatte von dieser Erlaubnis nie Gebrauch gemacht, und Maurice hatte vollstes Vertrauen in ihn.

Kapitel XXVII

Als er seine Bibliothek sorgfältig inspizierte, bemerkte Maurice Guilhaon noch viel subtilere Schäden. Bei allen zusammengehörigen Werken, *Collected Works*, *Gesammelte Werke*, *Tutte le Opere* fehlte mindestens ein Band. Diderot, Chateaubriand, Stendhal, Balzac, Flaubert, Zola, Shelley, Dickens, Thackeray, Swinburne, Goethe, Heine, Dante, Boccaccio, Manzoni und andere waren betroffen. Die Bände waren in den Regalreihen so zusammengerückt, dass der fehlende Band nicht ins Auge stach. Maurice machte eine erste Bestandsaufnahme. *Rameaus Neffe*, ein Band der Briefe an Sophie Volland, der erste Teil der *Lilie im Tal* in der Édition Werdet, der zweite Teil von *Rot und Schwarz*, das Jahr 1852 aus Flauberts *Korrespondenz*, der Band aus Dantes Werken mit der *Vita Nova*, von Shelleys Werk der Band mit dem *Epipsy-chidion*, diese alle fehlten. Bei wieder anderen fiel ihm auf, dass sie nicht zusammenpassten. *Lélia* stand neben den *Blumen des Bösen*, der zweite Band von

Byrons *Don Juan* stand neben der *Internelle Consolation*, *Nana* gesellte sich neben die *Neue Héloïse*, *Justine* war zwischen Bérouls *Tristan* und den *Lais* von Marie de France eingequetscht, ein Band von Victor Hugo war neben Goethes gesammelten Werken gelandet! Das Lateinische stand beim Englischen, Deutsch und Französisch lagen übereinander, Cervantes war umgeben von Leopardi.

Ihm kam ein einziges Wort in den Sinn: Babel! Diese dem Wahnsinn verfallene Bibliothek, in der sich Lücke und Wirrwarr vereinten, in der ungewöhnliche Paarungen die erhabensten Texte mit schamlos gegensätzlichen Verbindungen entweiheten, das war in der Tat Babel, das neue Kapernaum, in dem nach den Sprachen nun die Texte in Unordnung gebracht wurden. Die *Ordnung* schien unwiderruflich gestört, ebenso die *Vollständigkeit*. Marivaux, der früher neben Goldoni stand, hatte sich mit Beckett und Ionesco eingelassen. Denn Maurice erspähte in seinen Bücherschränken auch Bücher, die er nie erworben hatte und die ihm völlig fremd waren. Eine Form von Besudelung, die allerdings noch perverser war, weil sie das innere Sein, die Vorlieben, die Seele traf. Er entdeckte in den Regalreihen mit Schrecken die Namen von Guy des Cars, Maurice Druon, Henri Troyat, Jean Dutourd, Jean d'Ormesson und damit Autoren, die wie im vorangegangenen Jahrhundert Georges Ohnet, Octave Feuillet, Victor Cherbuliez,

Fortuné du Boisgobey, Richard O'Monroy waren: eine Armee selbstgefälliger Académiciens zum regelmäßigen Schröpfen der Verkaufserfolge. Dahingegen – er sah das, als er zufällig einige liebgewonnene Bände öffnete – fehlten Seiten in der *Princesse de Clèves*, in *Manon Lescaut*, *Adolphe*, *Dominique*, während die anderen, die unoriginellen, leichten Werke neu, ganz und respektiert, unbeschädigt geblieben waren. Er dachte an die Bücherschlacht bei Barbin, an Swift, er stellte sich ein Handgemenge sondergleichen vor, einen neuen Streit der Alten und der Modernen, bei dem Bücher gegeneinander kämpften, sich verletzten, aneinandergerieten, und der mit der endgültigen Niederlage seelenvoller Texte zugunsten der banalsten, leicht verkäuflichen Schriften endete. Ein Babel der Bibliotheken, das in anderer Weise Verderben brachte als das ursprüngliche und das die Anwärter für die Académie und die schon dort aufgenommenen gemeinsam regierten, indem sie ihre Platttheit, ihre Konventionen, ihr Kauderwelsch und ihren Wortschwall mit sich führten wie kleine Esel ihre Lasten.

Kapitel XXVIII

Zu jener Zeit fiel Maurice Guillhons Blick beim zerstreuten Durchblättern einer Tageszeitung auf folgende Pressenotiz:

TODESANZEIGE

Die Sprache Eyak existiert nicht mehr

Nicht nur Tier- oder Pflanzenarten sind infolge planetarer Veränderungen von Auslöschung bedroht. Vielmehr ist mit dem Tod der 89-jährigen Marie Smith Jones letzte Woche in Anchorage bei Alaska das Eyak, die Sprache eines Inuitvolkes gestorben. Smith war eine große Verfechterin indigener Rechte und die letzte noch lebende Eyak. Keines ihrer sieben Kinder hatte Eyak sprechen gelernt, da ihr Vater, ein weißer Fischer, wünschte, seine Nachkommen sollten Englisch

sprechen. *„Seit 15 Jahren war sie weltweit die einzige Eyak-Sprecherin“*, bedauert Michael Kraus, Professor für Linguistik an der Universität Alaska. *„Eyak ist die erste indigene Sprache in Alaska, die verschwindet, bestimmt aber nicht die letzte.“* Immerhin hat Smith gegenüber dem Tod das letzte Wort behalten: In ihren letzten Lebensjahren half sie Kraus, ein Wörterbuch des Eyak zu erstellen; es soll künftigen Generationen das Erlernen der Sprache ermöglichen.

Er dachte zurück: Von diesem Trauerfall hatte er nichts gewusst. Allerdings traf ihn dieser Niedergang wie der Tod eines nahen Freundes. So gut wie Terenz das Menschliche gekannt hatte, so war ihm keine Sprache fremd. Er dachte über jene alte Frau nach, die er nie getroffen hatte, jene letzte Hüterin eines gerade verloren gehenden Schatzes, die nicht vor ihrem eigenen bevorstehenden Tod, sondern vor dem Tod ihrer Sprache, deren Augen niemand schließen, deren Mund jedoch für immer verstummen würde, in Angst lebte. Welches letzte Wort würde sie auf ihrem Totenbett sagen, das zugleich auch das letzte Wort ihrer Sprache wäre? Er stellte sich vor, wie die Blätter des Wörterbuchs vom Nordwind zerstreut, verwaschen durch eisige Wasser auf dem Packeis treiben würden. All die stummen Münder, die einst mit ihr gesprochen hatten, würden mit Marie Smith Jones, deren Anstrengungen umsonst geblieben waren und deren Erinnerungsvermögen keine Zukunft hatte, ein zweites Mal sterben. Von Marie Smith Jones wanderten Maurices Gedanken zu Elisabeth Wehland, auch sie eine Erbin und Schatzmeisterin der Sprache, die furchtsam und zitternd die schwere, stets bedrohte Bürde trug, die zweifellos im Zwiespalt war zwischen dem Wunsch, sie weiterzugeben oder sie hochmütig ganz für sich allein zu behalten, in diesem maßlosen Hochmut, zugleich Babel und das Ende einer Welt zu verkörpern, denn die Welt existierte ja letztlich

nur durch den Klang der sie beschreibenden Worte. Maurice drängte es, Elisabeth wiederzufinden, bevor die Last sie altern ließe und sie zerschmettern würde, es drängte ihn, zu den vierzehn verflossenen Tagen einen weiteren Tag und zu den dreizehn Verben der Liste ein weiteres hinzuzufügen.

Flur Verlag